

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

70 (23.3.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 69



Nr. 69.

Karlsruhe, Donnerstag, den 23. März

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterzagt.

Zuchhei, am Rhein!

Humoristischer Roman. Von Karl Böttcher.
(Nachdruck verboten.)

Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ergreift der Italiener die Flasche.

„Langsam! Langsam!“ mahnt Dahlheim mit komischem Entsetzen. „Keinen Kuck, damit der Wein nicht erschrickt! Solcher Wein ist eine feine Dame, mit der man hübsch zart umgeht. . . Erlauben Sie!“ Er nimmt ihm die Flasche aus der Hand und beginnt, langsam und bedächtig einzugießen. „So — so! Was für Pracht aus solcher Flasche perlt! Und nun dem Wein klar ins Gesicht geguckt, nicht verstoßen angeguckt!“ Er hebt das Glas. „Heute sind Sie gerade vier Wochen bei uns, Doktor. Da habe ich zu Ehren des Tages dieser hier den Hals gebrochen. Profit!“

„Profit! Profit!“ schallt es fröhlich aus zwei jugendlichen Kehlen.

Dahlheim und Else leeren ihre Gläser auf einen Zug. Der Italiener dagegen kostet ganz vorsichtig und stellt das Glas wieder auf den Tisch.

„Nein, lieber Freund, genippt und genascht wird von solchem Wein nicht,“ belehrt Dahlheim feierlich. „Also — ertrinken!“

„Wieder profit!“ ruft Emilio mit feurigem Blick auf Else. Er setzt das Glas an, und rasch hat er den Inhalt hinuntergeglückt. Tief aufatmend und ein wenig rot im Gesicht ob der großen Strapaze, lehnt er sich auf dem Stuhl zurück.

Während Dahlheim von neuem die Gläser füllt, giebt er als alter Trinkpraktikus Emilio einige Kneipanweisungen.

Ein volles Glas dürfte ein echter Trinker niemals lange vor sich stehen lassen; aber auch kein leeres. Immer schön gleichmäßig, feierlich, ja gewissermaßen mit Andacht trinken — das sei die vornehmste Kneipregel. Aber auch nie hinunterschütten, sinnlos und unbedächtig, wie es übermäßige Saufbrüder machen. Auch achte der elegante Trinker auf das Aroma, das bei edlem Wein würzig die Nase umbrodele.

„Fühlen Sie das Aroma?“ fragt Dahlheim, mit der gerundeten Hand über die Ränder der Gläser hinreichend, als wolle er dem Italiener eine ganze Wolke dieses köstlichen Aromas in die Nase schubsen.

„Si, si, molto elegante,“ bekräftigt Emilio, mit geblähten Nästern in der Luft herumschnuppernd.

„Sehen Sie,“ fährt der in der Gründlichkeit seines Kneipunterrichts unermüdbliche Dahlheim fort, „dieses Trinken, das Sie bei mir lernen, ist die schönste Sache in allen fünf Erdteilen. Ich meine das Trinken mit Verstand, mit Genuß, mit Wonne!“

Emilio hat ihn ganz genau verstanden.

„Si, si,“ bekräftigt er, „nicht sein — diavolo, wie heißen die Wort? Ich habe vergessen diese Wort!“ Zur Erklärung

der vergessenen Vokabel läßt er den Oberkörper im großen Bogen hin und her schwanke. Dahlheim merkt sofort, daß er einen Betrunknen andeuten will.

„Zawohl“, schreit er mit kräftigem Baß dazwischen, „Sie meinen — betrunken!“

„Ja“, jubelt Emilio, „nicht sein betrunken!“

„Derr Doktor,“ fragt Else schelmisch, „was machen wohl jetzt unten in Italien Ihre Patienten?“

„Ach, die Medizin,“ erwidert er mit einer wegwerfenden Handbewegung, „ich sie (h)abe betreibt mit Passion; aber ich wundere mir manchmal selbst, wenn meine Patienten werden gesund. Die Nervenleber, die Weinbrüche, die Schnupfen — hol’s die Kuck! Ich jetzt lernen Deutsch und trinken Wein dazu.“

„Sie sind der erste vernünftige Arzt, den ich kennen lerne,“ lacht Dahlheim. „Sie kommen dahinter, daß die beste Medizin der Rheinwein ist. Wer davon bis ins Alter gekneipt hat, ist in der Jugend nicht gestorben. Profit!“

Steifbeinig humpelt jedoch ein alter, graubärtiger Briefträger heran und legt die „Königliche Zeitung“ und eine Ansichtspostkarte auf den Tisch.

Neugierig dreht Else die Postkarte nach allen Himmelsrichtungen und liest dann lachend die Adresse vor:

„In den groben und kreuzfidelten Wirt im Gasthof „Zum feuchten Eck“. Sollst Du das sein, Papa?“

„Mir scheint. Aber was steht auf der Karte?“

„Oben ein Bild vom Münchener Hofbräuhaus. Und geschrieben:

„Morgen mit dem Mittagschiff kommen vier kreuzfidele, lustige Brüder angequalmt. Sind mit einer Rheinfahrt beschäftigt, weil uns der Doktor tüchtig Lachen verordnet hat. Haben viel vom alten Grobian im „Feuchten Eck“ gehört und freuen uns, ihm einmal ins Auge gucken zu können. Im übrigen — Wetter patent, Laune patent, Durst am patentesten. Des Bacchus Leidknappen.“

„Kneiplappen!“ verbessert Dahlheim ironisch. „Und solche verrückte Menschen läßt man heutigen Tages hermlaufen! . . . Die Sorte kenne ich. Die schleppt eine Masse Weisheit an den Rhein, schimpft und säuft überall herum und macht nichts weiter, als an Hinz und Kunz, Müller und Schulze Ansichtspostkarten schreiben. Dazu wird zur Abwechslung „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ gelorelegt, ein halb Duzend verschiedene Weine die Kehle hinuntergegossen, in sieben Himmeln herumgejauchzt, geschrieben: „Was kostet die Welt? und am folgenden Morgen im Kagenjammer herumgewinselt.“

Kagenjammer ist für Emilio ein neues Wort, das ihn ernstlich interessiert.

„Kagenjammer?“ fragt er wissensdurftig. „Das sein die Sammer von Kagen?“

Dahlheim lacht.

„Kajenjammer! Dieses Ungeheuer werden Sie auch noch kennen lernen, Doktor. Da haben Sie keine Bange.“ Und sein Lieblingslied „Fischerin, du kleine“ brummend, trottet er ins Haus zurück.

II.

Zwei Freunde.

Es sind zwei flotte Männergestalten, welche jetzt vom Landeplatz der Dampfboote her nebeneinander durch die Winkelgäßchen des Rheinstädtchens schlendern.

Wie sie so die Gesichter emporheben zu den kleinen Fenstern, um zu spähen, ob vielleicht ein leuchtendes Augenpaar herabfunkelt oder ein goldlockiger Mädchenkopf hinter den weißen Gardinen sichtbar wird, dem man in liebenswürdigem Uebermut einen Gruß zuwinken könnte — man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, die beiden zogen aus, um Fröhlichkeit zu finden.

Der eine, groß, schlank, brünett, steckt in modischem Touristenanzug und macht den Eindruck eines flotten Lebemanns. Der andere, eine kräftige, gedrungene, blonde Neckengestalt, blickt ein wenig ernster drein, und seine etwas schwerfälligen Bewegungen lassen leicht auf den Seemann schließen.

Plötzlich fällt beiden der über dem Eingang prangende, mit roten Bändern umwundene Reiffischbuschen, sowie das einladende Wirtshauschild „Zum feuchten Eck“ in die Augen.

„Golla! Da sind wir schon, Alsen,“ stößt fröhlich der Schlanke heraus. „Hier also blüht und duftet das „Röschen vom Rhein!“ Gehen wir hier vor Anker! Diese trauliche Weinspeunte ist etwas für unseren schöngebauten Durst.“

„Meinetwegen, Kolfs! Aber nicht zu lange!“ erwidert der Blonde.

Beide klimmen die Stufen zur Terrasse empor und richten den Kurs nach einem Tisch, an welchem die Stühle angelehnt sind.

„Geda! Wirtschaft!“ ruft Kolfs, mit dem Stock auf die rotgeblühte Tischdecke schlagend. Wie er plötzlich die wuchtige Gestalt Dahlheims zu Gesicht bekommt, setzt er übermütig hinzu: „Siebt's hier noch Wein, Herr Gasthof?“

„Mehr als Sie vertragen können,“ entgegnet Dahlheim trocken.

„Dann vorwärts! Wollen eine halbe „Rüdesheimer Auslese“ probieren.“

Der Wirt zieht ein spöttisches Gesicht.

„Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, so steigen Sie noch zwei Stunden auf den Bergen herum und kommen Sie darnach wieder! Vielleicht können Sie dann miteinander auch eine Ganze vertragen.“

Beide sind zuerst über die liebenswürdige Grobheit etwas betroffen. Bald aber lacht Kolfs hell auf.

„Na, da bringen Sie meinethalben eine Ganze!“

„Else, eine Ganze „Rüdesheimer Auslese!“ schreit Dahlheim ins Haus hinein. Und sich wieder zu den beiden Herren wendend: „Uebrigens haben Sie gut gewählt; ein Weinerl, das sich gemacht hat.“

„Hoffentlich nicht mit Wasser,“ wirft Kolfs molant dazwischen.

„Nicht soviel ohne Maulkorb sprechen!“ giebt Dahlheim prompt zurück. „Aber von diesem Tisch müssen Sie weg, denn hier sitzt Biesemann — Biesemann mit seinem Stammtisch, der „große Biesemann“ — und wo der sitzt, da können Sie nicht sitzen.“

„Biesemann? Was ist das für ein berühmtes Tier?“

„Ja, wenn Sie nicht wissen, wer Biesemann ist, da wissen Sie garnichts. Biesemann — den kennt am Rhein jedes Kind.“

„Na, dann ein anderes Rupee,“ meint Alsen, und beide wandern nach dem Nachbartisch aus.

Inzwischen trägt Else auf einem Tablett eine verstaubte „Rüdesheimer Auslese“ und zwei blinkende Römer herbei.

Wie sie so leichtfüßig mit dem Wein daherschwebt, mit den langen Böyfen und dem ärmlichen Gräbchenlächeln, wie sie mit einem herzigen „Profit!“ die feuchte Bescherung vor die beiden Gäste schiebt — fürwahr, ein entzückendes Bild!

Kaum hat sie sich mit ihrem Vater entfernt, so tuschelt Kolfs mit einer vielsagenden Geste seinem Freunde zu:

„Das also ist das „Röschen vom Rhein!““

Die Pracht der „Rüdesheimer Auslese“, die wie ein flüssiger Sonnenstrahl im Glase funkelt, findet bei beiden warmherzige Anerkennung.

„Oy! . . . Gm! . . . Guil! . . . Alle Wetter, das schmeckt!“

meint Kolfs. Er schnalzt mit der Zunge, und die Hand streicht behaglich die Brust herunter. „Mein Gott, darf solch herrlich aufrührerischer Tropfen überhaupt existieren in einem Polizeistaat!“

Alsen, ein Phlegma von unerschütterlicher, köstlicher Ruhe, nickt.

„Ich wollt', meine Stimmung wäre beständig so schön wie dieser Wein,“ fährt Kolfs fort. „Heute aber ist sie flau. Ich wurde sogar schon von ein paar sentimentalen Anfällen gequält.“

Forschend blickt Alsen dem Freund ins Gesicht.

„Nacht Dich's schon wieder?“

„Gieb Acht, bei diesem schönen Schluß seh' ich Dir die schlechte Welt auseinander!“

„Nanu! Nanu!“

„Sieh, mein Junge, was fähre ich für ein Leben! Seit Jahren überall herumflanieren — überall und nirgends zu Hause sein — die ganze Welt immer vom Standpunkt des Zuschauers aus ansehen — ach, hol's der Kuckuck!“

„Muß ich nicht auch in der Welt herumreisen?“

„Ja, Du freilich — das ist als Schiffskapitän Dein Beruf; aber bei mir ist das etwas anderes . . . Mein Programm ist Tag für Tag immer dasselbe: in civilisierten Gegenden, die halbe Nacht herumtreiben — endlich, lange nach Mitternacht, verb amüsiert heimwärts nach der Bude trotten — höchstens das Bewußtsein haben, in Damenkreisen eine Zeitlang für den Hören des Tages zu gelten — wobei man sein Mittagschlächchen sehr nötig hat.“

„Du plätscherst doch direkt im Moralischen herum,“ erwidert Alsen mit gutmütigem Lächeln, welches seine etwas derben Züge wunderbar verschönt.

„Da fehlt nicht viel,“ philosophiert Kolfs, wie zu sich selbst sprechend, weiter, ohne auf den gutmütigen Spott des Freundes zu achten, „so lebt man wie ein gigerhafter Tagedieb: ein Kerl mit Pferdeprofil, dünnen Weinen und einem Scheitel im Nacken.“

Alsen schüttelt den Kopf.

„Aber Junge, hast Du denn in Deinem Leben nicht Glück genug genossen?“

Eine kleine Ironie flimmert über Kolfs' Gesicht.

„Allerdings! Ich hab' Frauen von jeder Couleur kennen gelernt: die koketten, die sentimentalen, die intriganten, die naiven, die eingebildeten, die beschränkten, die dummen — natürlich alle hübschen, aber sonst — ah bah!“ Er macht eine wegwerfende Bewegung. „Wenn einer bei den Weibern nur mit Geld herumklimpert, gleich spitzen sie die Ohren bei diesem Zauberflang.“

(Fortf. folgt.)

Das Friedenskongreßgebäude im Haag.

Die „Deutsche Wochenschrift in den Niederlanden“ bringt eine Beschreibung des Schloßes im Haag, worin die Friedenskonferenz tagen wird.

Es ist wirklich eine Stätte des Friedens, das Haus, wo die Männer, die über das Zustandekommen des Völkervertrages zu beratschlagen haben, sich vereinigen werden. Umringt von vierhundertjährigen Eichen und Buchen, umrankt von dunkelblättrigem Ephen, gleich Dornröschens Schloß, liegt „Het Huis ten Bosch“ abseits vom Getriebe der Residenz im Haag'schen Wald. Blumenläste strömen aus dem Garten in den mächtigen Orangerieaal und Ansel und Nachtigall sind die einzigen Kuckucke, die vielleicht die Reden der ersten Männer unterbrechen werden.

Etwas über 250 Jahre sind seit der Gründung dieses idyllischen Lustschloßes verlossen. Noch rang das niederländische Volk mit übermächtigen Feinden um den Besitz seines köstlichen Gutes, der Freiheit vom fremden Joch, als in der Fürstin Amalia von Solms der Plan, einen Witwenstift zu gründen, zur Reife gelangte. Ihr Gatte, der große Orangerie Frederik Hendrik billigte dieses Vorhaben und prüfte selbst den Bauplan in der Nacht vom 20. Juli 1645, als er mit seinen Truppen bei Geeloo lagerte und am folgenden Morgen ein blutiges Treffen mit den Spaniern erwartete.

Am 2. Sept. 1645 legte die Königin von Böhmen den ersten Stein zu dem Lustschloß, das ein Areal von 18 Morgen 470 Ruten umfaßt. Der Baumeister J. van Campen, dem Amsterdam das herrliche Rathaus (jetzt Kgl. Schloß) verdankt, brachte seinen Bauplan im Verein mit seinem Kollegen Pieter Post zur Ausführung. Der plötzliche Tod des Prinzen Frederik Hendrik war die Ursache zu einigen Veränderungen in diesem Plan. Amalia v. Solms beschloß, den großen Orangerieaal mit Hilfe der Malkunst in ein Mausoleum umzugestalten, das „ihren“ Ruhm und „ihren“ Schmerz verewigen sollte.

Der achteckige Saal, nach welchem das ganze Gebäude „Oranjesaal“ genannt wird, liegt in der Mitte des Gebäudes, er hat einen Durchmesser von 50 Fuß und bis zur Spitze der Kuppel eine Höhe von 60 Fuß. Herrlich ist der Anblick dieses Raumes, den die trauernde Amalia v. Solms im Sommer 1652 unter Führung der Baumeister und ihres Sekretärs Constantin Huygens zum erstenmale betrat. Vom Plafond der Kuppel herunter grüßt das Bild der Stifterin, versehen mit der Umschrift: „Fred. Henric. Prinac. Anriac, ipsum sese unicum ipso dignum luctus et amoris aeterni Mon. Amalia de Solms vidua inconsolabilis mariti incomparabili P.“

Dieses Porträt der Stifterin ist von allegorischen Darstellungen umgeben, die der Meisterhand des Haarlemer Malers de Grebber entstammen. Einen tiefen Eindruck hinterläßt vor allem die Schilderung der Sterbestunde Frederik Hendriks. Der Held wird als Triumphator über den Tod dargestellt; gestützt durch „Glaube, Liebe, Hoffnung“, hebt er das brechende Auge zum Himmel empor. Aufmerksamkeit verdient auch das Bild von Jordans, dem berühmten Rubensschüler, welches Frederik Hendrik, sitzend auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Triumphwagen, darstellt. Von einem anderen Schüler Rubens, von Tulden, rühren die drei kräftigen Cyclopengestalten her, welche die Waffen für den Helden schmiegen, ferner die Venus, die im Bering mit ihren Nymphen die Waffen und Trophäen aufhängt. Ponthorst hat ein Bild der Stifterin auf einem Thronesessel, umgeben von ihren vier Töchtern, geschaffen. Andere Fresken zeugen von der Farbenpracht des Pinxels eines Casar v. Everdingen, Salomon de Bray, Pieter de Grebber, Jan Lievens und Cornelis Briste.

Ein Jahrhundert hindurch genügte dieses prächtige Schloß den Ansprüchen der Nachkommen Amalias, dann jedoch, in 1748, ließ Prinz Wilhelm IV. zwei Seitenflügel anbauen, in welchen er mit Familie und Gefolge Aufenthalt nahm. Mehrere dieser Räume werden den Kommissionen der Konferenz zur Abhaltung von Versammlungen zur Verfügung gestellt werden.

Unter Napoleon I. wurde das Schloß Staatsgefängnis. Der erste niederländische König, Wilhelm I., stellte das Lustschloß wieder her; auch seine Nachfolger, namentlich die erste Gemahlin König Wilhelms III., Sophie, nahmen während der Sommermonate dort gerne Aufenthalt. Auch Königin Wilhelmina kehrte dort häufig ein, um die Gemälde des „Oranjesaals“ zu bewundern.

Kochsalz.

Je reichlicher uns ein Stoff zu Gebote steht, desto weniger Beachtung pflegen wir ihm zu schenken. Dies gilt besonders von dem Salze. Im Altertum betrachtete man dasselbe wegen seiner Reinheit und weil es gegen Verwesung und Auflösung (Trennung) schützt, als Sinnbild der Reinheit, Freundschaft und Wiedergeburt. Im Orient wird ein Bündnis noch heute dadurch geschlossen, daß gegenseitig Salz gereicht und ein wenig davon gegessen wird.

Auch im täglichen Gebrauch des Salzes verdient letzteres eine etwas sorgfältigere Wahrung, als sie ihm gewöhnlich zuteil wird. Dasselbe ist nicht bloß als Gewürz anzusehen, sondern auch als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel. Es ist bekanntlich ein wesentlicher Bestandteil des Blutes und der Körpergewebe (namentlich der Knorpel) und wird durch Haut, Nieren und andere Ausscheidungsorgane beständig in so beträchtlicher Menge aus dem Körper entfernt, daß wir ihm fortwährend Ersatz dafür aus neuen zuführen müssen. Da die pflanzlichen Nahrungsmittel weit weniger Salz enthalten, als die tierischen, so müssen erstere auch mehr gesalzen werden, als letztere, die umso weniger Salz bedürfen, je blutreicher sie sind.

Das Kochsalz unterstützt auch die Verdauung insofern, als es die Absonderung der Verdauungssäfte anregt und die Auflösung eiweißartiger Stoffe und schwerlöslicher Teile befördert. Dadurch aber, daß es dem Blute Wasser entzieht, erzeugt es Durst.

Wird das Salz in zu großer Menge genossen, so erschwert es die Verdauung, rät sie zu fördern, zumal wenn gleichzeitig die nötige Menge des guten Nahrungsstoffes fehlt. Es entsteht in diesem Falle die sogenannte störrische Blutentartung (der Scharbock). Besonders schädlich ist deshalb der ausschließliche Genuß von Salzfleisch (aus Schiften), denn das Salz einen großen Teil seiner Nährstoffe entzogen hat. Mit solchem Fleisch müssen stets noch Gemüse, Hülsenfrüchte, Kartoffeln und Brot genossen werden.

Um die Folgen zu reichlichen Salzgenusses zu verhüten, muß man beim Salzen der Speisen darauf bedacht sein, durch möglichst wenig Salz eine möglichst starke Geschmackswirkung zu erzielen. Hierbei kommt in Betracht, daß das in der Küche in großer Menge verbrauchte Salz nicht genügend ausgenutzt wird. Jeder weiß, daß eine Fleischbrühuppe, die nur schwach gesalzen erscheint gewöhnlich versalzen schmeckt, wenn man sie einen Tag stehen läßt. Ebenso verhält es sich mit den sonstigen gesalzenen Speisen. Das Salz ist also noch nicht ausgenutzt in ihnen, wenn wir sie genießen, es ist noch nicht vollständig gelöst. In der That sind dann aber die betreffenden Speisen versalzen und wir führen damit dem Körper eine Menge Salze zu, die nur schädlich wirken kann, indem sie in dem Verdauungskanaale den Lösungsprozeß

fortsetzt und dazu die Magen- und Darmflüssigkeiten verbraucht, die naturgemäß zur Auflösung der Nahrung hätten verwendet werden sollen.

Zur Vermeidung dieser Unzulänglichkeiten sollte man, so weit dies möglich ist, nie unmittelbar mit dem Salze selbst, sondern mit einer Auflösung von Salz die Speisen würzen. Zu diesem Zwecke bringe man in eine gewöhnliche Weinflasche etwa $\frac{1}{2}$ Pfund Salz, fülle dann die Flasche mit Wasser an und lasse sie wenigstens acht Tage wohl verkorkt an einem nicht zu kühlen Orte stehen, indem man sie täglich einmal umschüttelt. Nun wird das Salz gelöst sein, und man salze die Speisen, indem man die erfahrungsgemäß nötige Menge Salzwasser denselben beimischt. In einem größeren Haushalte wird man vielleicht täglich eine Flasche in besagter Weise zurechtstellen und je die älteste der aufgestellten Flaschen in Verwendung nehmen müssen. Man wird dann bald wahrnehmen, daß man sich wohler befindet, als bei dem früheren stärkeren Salzverbrauche.

Die zuckerhaltigen Gemüse, wie Erbsen und Mohrrüben, sollte man garnicht salzen, sondern lieber mit etwas Zucker würzen. Auch bei vielen anderen grünen Gemüsen genügt schon oft das Salz, das sich in der zu ihnen verwendeten Butter befindet. An trockene Hülsenfrüchte ist das Salzwasser erst zu gießen, wenn sie weich gekocht sind, weil sie bei früherem Salzen hart bleiben. Dagegen werden Fleischspeien und Fleischsuppen schmackhafter, wenn man sie gleich beim Ansetzen salzt.

Auch beim Gebrauche des Salzwassers darf man nicht mit einemmale soviel verwenden, wie der Geschmack verlangt, weil auch in diesem Falle die Lösung sich noch fortsetzt. Uebrigens kann man durch kleine Gläser, die vollgeossen eine gewisse Menge Salzwasser fassen, sich leicht ein Maß herstellen, das, nachdem es einmal ausgeprobt ist, dieses Geschäft für die Folge erleichtert und das Versalzen verhindert.

Kunst und Wissenschaft.

* Teilaufführung in Altdorf. Die Arbeiten für dieses patriotische Unternehmen sind nun in vollem Gange. Die Erstellung des 1200 Personen Raum bietenden Spielhauses nach dem Plane des Architekten Groß in Zürich wurde dem Baumeister J. Waser in Schwyz übertragen, der mit dem Bau bereits begonnen hat. Die Scenerien liefert Richard Pätzig, Obermaschinenmeister und Theatermaler in Zürich, nach allen Anforderungen Bühnenkünstlerischer Grundsätze, landschaftlich möglichst naturgetreu, historisch richtig und in derjenigen Kostendruckung, die dem idealen Zwecke, Schilders „Teil“ als großartiges Volksschauspiel darzustellen, volllust entsprechend ist. Der Künstler übernimmt auch die scenische Leitung der Aufführungen. Als Regisseur ist Theaterdirektor Thies vom Stadttheater in Luzern gewonnen. Als Spieltage hat das Organisationskomitee bezeichnet: den 25. Juni, 2., 23. und 30. Juli, 6., 13., 20. und 27. August, 3. und 10. September, deren Besuch durch gute und billige Fahrgelegenheiten (Etrazfahrten etc.) der Dampfseilgesellschaft des Vierwaldstättersees und der Bahngesellschaften aufs entgegenkommendste begünstigt wird.

* Wie sich amerikanische Universitäten entwickeln, zeigt eine Nachricht aus Saint Louis. Diese Stadt ist die viertgrößte in den Vereinigten Staaten, ihre Hochschule aber, die den Namen Washington-Universität trägt, war bisher im Verhältnis zu der Bedeutung der Stadt zurückgeblieben und gehörte jedenfalls nicht zu den größten des Landes. Jetzt wird die Universität bedeutend vergrößert werden, und zwar lediglich infolge der Freigebigkeit von Privatleuten. Zunächst war von 75 Zeichnern eine Summe von 800 000 M. zum Ankauf eines neuen Grundstücks aufgebracht worden. Dazu kamen aus einer Hinterschenschaft 40 000 M. für eine Bibliothek, ferner aus besonderen Geisungen: 800 000 M. zu einem Institut für Sprachforschung, 600 000 M. für ein technologisches Institut, endlich 400 000 M. für ein Chemiegebäude. Da weitere Spenden noch in Aussicht stehen, so wird die Universität in der Rangliste der amerikanischen Hochschulen rasch emporsteigen.

Litterarisches.

* Kunstformen der Natur. Von Prof. Dr. Ernst Haeckel. Fünfstufige Illustrationstafeln mit beschreibendem Text. 6 Lieferungen zu je 8 M. (Verlag des Biographischen Instituts in Leipzig und Wien). — Nur eine Verlagsanstalt von dem Range des Biographischen Instituts konnte es wagen, ein so mühevoll und kostspieliges Unternehmen ins Werk zu setzen wie die Kunstformen der Natur, die Prof. Dr. Ernst Haeckel in Jena, bekanntlich einer der größten Naturforscher der Gegenwart, soeben im genannten Verlage herauszugeben beginnt. Der ebenso gelehrte wie ästhetisch hochbeachtete Herausgeber beabsichtigt in diesem Werke die mannigfaltigen *verborgenen Schönheiten* der Natur einem größeren Kreise von Freunden der Kunst und der Natur zugänglich zu machen, liegt doch eine unermessliche Fülle von reizenden und anmutigen Formen in jenen niederen Gebieten des organischen Lebens versteckt, die uns erst durch das verbesserte Mikroskop und die verfeinerten Beobachtungsmethoden bekannt geworden sind. Die Mehrzahl der vorhandenen Abbildungen dieser formenschönen Organismen war bisher nur in teuren, seltenen und schwer erreichbaren Werken enthalten. Jetzt aber werden sie, vielfach vermehrt durch zahlreiche ganz neue, von dem Verleger selbst auf seinen Reisen nach der Natur aufgenommene Figuren, zum erstenmale in einem im Verhältnis zu der schwierigen und kostspieligen Herstellung und der wirklich glänzenden Ausstattung sehr billigen Werke weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Und das vor allem der *modernen bildenden Kunst* und dem modernen, mächtig emporgelähmten *Kunstgewerbe*, die in diesen wahren „Kunstformen der Natur“ ein-

reiche Fälle neuer und schöner Motive finden werden. Jedes der zwanglos erscheinenden Hefte ist mit einem Inhalt von je 10 Tafeln und 10 erläuternden Textblättern zum Preise von 3 M. käuflich. Sollte das Unternehmen hinreichenden Beifall finden, was gewiss nicht zu bezweifeln ist, so ist eine größere Zahl von Heften in Aussicht genommen. In diesem Falle wird — nach Vollendung von 10 Heften (100 Tafeln) — eine allgemeine Einleitung für das Werk zugegeben werden, welche die systematische Ordnung sämtlicher Formengruppen enthält, ferner eine ästhetische Erörterung ihrer künstlerischen Gestaltung, sowie Angaben über die wichtigsten Quellen der betreffenden Literatur. — Die erste Lieferung, die soeben erschienen ist, enthält u. a. zarte Wimperlinge, mosaikartige Kammerlinge, vornehm gestaltete Staatsquallen, farbenprächtige Scheibenquallen, reizende Sternkorallen etc. Das Werk bietet etwas so Eigenartiges, daß ihm der Erfolg garnicht fehlen kann.

Verschiedenes.

Der Berliner Fahrkartenschwindel-Prozess. Die erste Reihe der auf der Berliner Stadt- und Ringbahn vorgekommenen Durchstechereien mit Fahrkarten beschäftigte am 20. d. M. die I. Strafkammer des Landgerichts I. Die Anklage richtete sich gegen die Fahrkarten-Schaffner Edmund Grabow, Reinhold Bolduan und Gustav Bartel, sowie den Hilfs-Schalterbeamten Wilhelm Weber. Grabow stand schon seit geraumer Zeit im Verdacht, betrügerische Schiebungen mit Fahrkarten vorzunehmen. Er soll ganz systematisch Fahrkarten in der Weise unterschlagen haben, daß er, wenn die Fahrgäste beim Betreten des Bahnsteiges ihre Karten zum Durchlöcheren hinreichten, mit einer fabelhaften Gewandtheit die Karte mit einer schon im Besitze befindlichen vertauschte. Bei der Polizei war schon mehrfach Mitteilung von dem Verdacht gemacht worden, ein Kriminalschutzmann hatte auch den Angeklagten Grabow wiederholt beobachtet, es gelang aber nie, ihn zu überführen. Am 30. Oktober v. J. bemerkte der Stations-Diätar Mügelburg, daß der Angeklagte die ihm von einer Dame zum Coupieren vorgezeigte Karte nicht sofort durchlöcher, sondern mit seinen Händen erst unterhalb des Randes der „Banne“ fuhr und ihr dann die Karte zurückgab. Mügelburg hielt die Dame an, ließ sich die Fahrkarte zeigen und stellte fest, daß die Karte, die die Dame soeben erst am Schalter des Lehrter Bahnhofes gekauft hatte, eine ganz außerhalb der Nummerreihe jenes Tages liegende Nummer trug. Es mußte also wieder ein Kunststück ausgeführt worden sein. Als bei der nachfolgenden Leibesuntersuchung des Angeklagten verlangt wurde, daß er auch die Stiefel ausziehen solle, weigerte er sich dessen und lief plötzlich aus dem Bureauaum fort auf ein Abteil des Abortes; der ihm nachziehende Stationsvorsteher fand ihn hier in einer Stellung, die es unzweifelhaft erkennen ließ, daß er etwas in den Trichter geworfen hatte; am Fußboden lagen 13 Fahrkarten, die offenbar aus Ungelegenheit daneben gefallen waren. Der Vorfall war gegen Mittag passiert, und Grabow hatte bis zum Abend, als die Kriminalpolizei die Sache in die Hand nahm, reichlich Zeit, etwaige Komplizen zu benachrichtigen, weitere Fahrkarten zu besorgen u. s. w. Er bestritt in der Verhandlung, die ihm vorgeworfenen Durchstechereien betrieben zu haben. Die Polizei suchte nach Komplizen des Grabow und glaubte diese in den mitangeklagten drei Beamten gefunden zu haben. Es wird angenommen, daß die Angeklagten Bolduan und Bartel dem Grabow regelmäßig Fahrkarten, die mit L abgestempelt waren und auf dem Alexanderplatz abgenommen wurden, zu nochmaliger Benutzung und zum Umtausch gegen undurchlöcherbare nach dem Lehrter Bahnhof zurückgeschickt und daß Weber dann in größeren Posten die undurchlöcherbaren Karten am Schalter in Empfang genommen und an das Publikum verkauft habe. Der Gerichtshof verurteilte die Angeklagten Grabow und Weber, sprach dagegen die Angeklagten Bolduan und Bartel mangels ausreichender Ueberführung frei. Grabow und Weber wurden zu je einem Jahre Gefängnis und je 2 Jahren Ehrverlust verurteilt.

Ein Ministerpräsident als Analphabet. Der italienische Ministerpräsident, General Pellouz, welcher in der Gemeinde Brignano-Gremaccio in der Lombardei begütert ist, wollte sich daselbst als Kommunal- und Provinzialwähler eintragen lassen. Sein Antrag wurde jedoch von den städtischen Behörden zurückgewiesen, weil der General nicht offiziell den Beweis erbracht habe, daß er 21 Jahre alt, im Besitze der bürgerlichen und politischen Ehrenrechte und des Lesens und Schreibens kundig sei. — Emile Zola ist einmal etwas ähnliches passiert. Er wohnte der Trauung eines Freundes in einem kleinen Städtchen der Bretagne als Zeuge bei. Der Maire fragte nach Namen, Stellung, Alter und fügte dann hinzu: „Haben Sie den von mir verlesenen Trauungsakt verstanden?“ „Ja.“ „Gut, dann setzen Sie Ihre Unterschrift her. Wenn Sie nicht schreiben können, machen Sie 3 Kreuze.“

Ein Lourdes-Banner des Herzogs von Alençon. Aus Paris wird der Augsburger „Post-Zeitung“ geschrieben: „Der Herzog d'Alençon ist soeben von einer Wallfahrt aus Lourdes zurückgekehrt, die er mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter unternommen hatte, um den Vätern der dortigen Grotte eigenhändig ein Banner zu überreichen, das vom Standpunkte sowohl der Kunst als auch der Art seiner Herstellung aus sehr bemerkens-

wert ist. Der Fahnenstoff ist nämlich einem Brunkgemand der verstorbenen Herzogin, die anlässlich des Niederbrennens des Wohlthätigkeitsbazars in Paris einen heldenmütigen Tod fand, entnommen. (Sie war bekanntlich eine Schwester der ermordeten Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.) Die Farbe ist ein intensives Blau, goldene Borten und Franen bilden die Einfassung, und in der Mitte des Feldes ist die Lourdeserscheinung eingestickt. Goldgestickte Lilienengel umranken das Bild, und Zweige blühender wilder Rosen sind vor die Füße der Muttergottes gestreut. Auf der Rückseite der Fahne sind die französischen und bayerischen Wappen angebracht und darunter verschlungen sich Rosen- und Lilienengel. Die Schönheit der Fahne ist überall bewundert worden.“

Königin Victoria in Cimiez. Buntlich wie seit Jahren hat sich auch diesmal wieder der Fingel des Hotel „Excelsior“ in Cimiez, der der Königin von England alljährlich im Frühjahr Unterkunft zu geben pflegt, geöffnet, nachdem 10 Monate lang Thüren und Fenster verrammelt gewesen, die Räume leer und verlassen gestanden. In den letzten Tagen des Monats Februar begann eine fieberhafte Thätigkeit, in größtmöglicher Eile wurde alles auf das gründlichste zum Empfang eingerichtet. Jetzt aber hat der hohe Gast seinen Einzug gehalten, die Räume, deren Wände prächtig geschmückt werden durch 50 der wertvollsten Gemälde, die der spanische Konsul Gambart alljährlich aus seiner prachtvollen Galerie zur Verfügung gestellt, sind bewohnt und belebt, und lustiges Kinderlachen schallt durch dieselben, denn die Kinder der Prinzessin Beatrice, die gleichzeitig mit der Königin in Cimiez eingetroffen sind, sind, wenn sie auch nicht im Hotel selbst wohnen, fast fortwährend um die Königin. Großmama Viktoria trennt sich eben nur ungern auf längere Zeit von ihren kleinen Enkeln. In Cimiez pflegt die Königin soviel wie möglich im Garten zu weilen, und der Glanzpunkt des Tages für sie und ihre Entel sind die kleinen Fahrten nach der Villa Montebello und ein Besuch in der Villa Balroff, dem Besitz des Barons von der Wysz, denn diese werden gemeinsam in dem kleinen Phäeton der Königin, den Jocko, der „bekannte“ weiße Esel, ziehen muß, zurückgelegt. Was Cimiez der Königin besonders lieb macht, ist, daß ihr die herrlichen, meilenweiten Parkanlagen derart zur Verfügung gestellt sind, daß sie auf ihren Spazierfahrten durch dieselben eine fast vollständige Abschlossenheit von dem großen Publikum durchzuführen kann. Entsprechend der Vorliebe der Königin für den Park wird denn auch gerade eine besondere Sorgfalt auf die Instandhaltung desselben verwendet und namentlich der Platz vor den eigentlichen Gemächern der Königin auf alle nur erdenkliche Art den Neigungen der hohen Frau entsprechend hergerichtet. Hier pflegt die greise Herrscherin morgens um 10 Uhr gewöhnlich ihr Frühstück einzunehmen, und wie die Hotelleitung dafür gesorgt hat, daß ihr gekönterter Gast im Park nicht von zudringlichen Zuschauern beobachtet werden könne, hat sie auch dafür gesorgt, daß nicht zudringliche Sonnenstrahlen der Königin den Morgenimbiß im Freien verleiden. Ein riesiger Sonnenschirm überhattet die Tafel, und im kühlen Schatten sitzend kann Englands Herrscherin ihre Augen über das herrliche Alpen- und weiter südlich über das farbenprächtige üppige Panoramana, das von den blauen Meereswogen abgegrenzt wird, schweifen lassen. Die ganze Parkanlage hat einen unteugbar englischen Anstrich, und gleich am Eingang findet man an jeder Seite eine Art Schirm von Bambusbäumen und gleichsam als Wächter angepflanzt. Auch das ganze Haus ist so ziemlich nach dem Geschmack der Königin eingerichtet, denn ihr wurden sämtliche Pläne der Architekten und die Zeichnungen der Künstler vorgelegt, bevor das Haus erbaut wurde. Als Privatwohngzimmer dient ein heller, sonniger, halbkreisförmiger Raum, der sein Licht durch die vier Fenster im Süden, Osten und Westen erhält. Hier verlebt die Königin, wenn sie sich nicht im Park aufhält, den größten Teil des Tages und hat von hier aus die herrlichsten Blicke auf das Mittelländische Meer und die Esterel-Berge. Das Schlafzimmer ist sehr hell und hat nach Norden und Westen je ein Fenster. Es enthält außer dem Himmelbett eine kostbare Spiegeleinrichtung. Ein Stich nach dem bekannten Gemälde Holmann Dumbts: „Siehe, ich sehe vor der Pforte und begehre Einlaß“ schmückt die Wand.

Humoristisches.

Furchtbare Sache. Bader (der beim Raufen tüchtig geprügelt wurde): „Wart's nur, Ihr Lämmel — kommt's mir nur zum Kasieren!“
Standesgemäß. Gräfin: „... Meine Töchter, Herr Baron, sind vollkommen standesgemäß erogen. Wenn wir auch arm, so versteht es doch jede, fünf bis sechs Dienstmädchen fortwährend zu beschäftigen!“
Anstandslehre. Korpsburj (zum Leibfuchs, welcher mit einem höflichen: „Guten Abend“ an einem Tische Platz genommen, der bereits von einem Herrn und einer Dame besetzt ist, indigniert): „Grüß doch nicht so anständig, Kerl! Die Leute denken ja Wunder, was für Knoten wir sind!“

Verantwortlicher Redakteur: Otto Neuj in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Neuj in Karlsruhe, Dirschstrasse 9.